

OLYMPIA-BILANZ

Der deutsche Sport hat ein Problem

Sotschi brachte für die deutsche Mannschaft das schlechteste Olympia-Ergebnis seit der Wiedervereinigung. Weil Leistungssport zwar Spaß macht, aber unvernünftig ist.

VON Christof Siemes | 23. Februar 2014 - 14:40 Uhr

© John MacDougall/AFP/Getty Images



Der deutsche Langläufer Johannes Rydzek nach seinem Sturz in der Nordischen Kombination

Bekäme die deutsche Mannschaft für die Spiele von Sotschi ein Schulzeugnis, müsste dort drinstehen: Klassenziel verfehlt. 27 bis 30 Medaillen, ein "Wiederholen der Ergebniskonstellation von Vancouver", hatte Alfons Hörmann, der Präsident des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB), gefordert. Vor vier Jahren in Kanada gewannen deutsche Sportler 30 Medaillen und belegten Platz zwei in der inoffiziellen Nationenwertung. Schon im Laufe der ersten Wettkampfwoche am Schwarzen Meer ruderten die Funktionäre zurück: 23 Medaillen seien auch schön. Anschließend verzichteten sie wohlweislich auf alle weiteren Prognosen. Am Ende wurden es 19, sie reichten nur für Platz sechs hinter Russland, Norwegen, Kanada, den USA und – historische Schmach – den Niederlanden!

Der Kampf um die Plätze im Medaillenspiegel ist die seltsamste Sportart bei den Olympischen Spielen. Was drückt die Anzahl an Gold, Silber, Bronze eigentlich aus? Wie "wertvoll", reich, leistungsfähig eine Nation ist? Wie sehr ihre Bürger sich schinden können? Wie nervenstark sie sind? Aber weil der Leistungssport ein Spiegelbild unserer Gesellschaftsordnung ist, wird auch für ihn eine Rechnung aufgemacht, in der es um Investitionen, Zielvereinbarungen und Erträge geht.

Rund 130 Millionen Euro steckt der Bund in den Spitzensport, letztlich finanzieren also alle Steuerzahler das Skifahren, Eisschnelllaufen, Rodeln. Das zuständige Innenministerium

orientiert sich bei der Höhe der Fördergelder an den Zielvorgaben, die der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) mit den Verbänden der einzelnen Sportarten vereinbart.

Anreiz wird geringer

Das Ergebnis von Sotschi, soviel Statistik muss sein, ist das schlechteste Winterresultat seit der Wiedervereinigung, halb so gut wie in Salt Lake City 2002 (36) – und das, obwohl es inzwischen zwölf Wettkämpfe und damit 36 Medaillen mehr zu gewinnen gibt. Zählt man aus der Zeit davor die Medaillen von DDR und BRD zusammen, war Deutschland zuletzt in Grenoble schlechter, das war 1968. Seither fand sich auch immer ein deutsches Team auf den ersten drei Plätzen der Nationenwertung – bis jetzt.

Was sagt das nun? Dass Deutschland keine leistungsfähige Gesellschaft mehr sei, wird im Ernst niemand behaupten. Aber das mitunter fragwürdige Erbe des DDR-Sportsystems ist endgültig aufgebraucht. Und der Anreiz, sich früh und vollständig dem Leistungssport zu verschreiben, wird immer geringer. Das liegt nicht daran, dass sich die jungen Menschen von heute nicht mehr quälen können, wie die dazugehörige Stammtischparole heißt. Sondern dass sie, auch darin ökonomisch geschulte Kinder ihrer Zeit, Aufwand und Ertrag berechnen.

In Randsportarten (und das sind die meisten bei den Winterspielen) kann man kaum seinen Lebensunterhalt verdienen – oder man muss sich als Staatsamateur bei Bundeswehr und -polizei oder beim Zoll verpflichten, was nicht jedermanns Sache ist. Auch für den sozialen Aufstieg ist Sport in einer wohlhabenden Gesellschaft kaum mehr ein geeignetes Mittel, im Gegenteil: Viele Spitzenathleten tun sich trotz aller Förderung von "dualen Karrieren" schwer, nach ihrer aktiven Zeit ein erfolgreiches zweites Leben zu beginnen. Wer Fleiß, Enthusiasmus, Disziplin, Leidensfähigkeit auf anderen Feldern als zum Beispiel im Biathlon investiert, hat länger etwas davon. Kurzum: Leistungssport macht vielleicht Spaß, ist aber unvernünftig. Und deshalb in einer auf Vernunft und Effizienz fixierten Gesellschaft wie der deutschen nicht mehr erste Wahl.

"Blechmeister" Deutschland

Hinzu kommt, dass viele deutsche Athleten eine Medaille diesmal denkbar knapp verpassten, wegen ungünstiger Startplätze auf weichen Pisten, eines winzigen Fahrfehlers, eines drehenden Windes im entscheidenden Moment. Zum Schluss stehen ein Dutzend vierte Plätze zu Buche – Deutschland ist "Blechmeister", wie das die Kollegen vom Boulevard nennen. Wirklich plan- und steuerbar ist gerade im stark wetterabhängigen Wintersport der Schritt von Platz vier aufs Podest kaum, oft beträgt der Abstand nur ein paar Tausendstel Sekunden. Deshalb ist für die meisten Athleten die Medaillenfixierung eine Qual. Manchen lähmt im entscheidenden Moment sogar der öffentliche Erwartungsdruck, die von den Medien und der Öffentlichkeit geschürte patriotische Euphorie.

Natürlich wollen auch die Athleten Medaillen, aber zunächst versuchen sie, ihre bestmögliche Leistung zu zeigen – wenn andere einfach besser sind oder die Umstände misslich, akzeptieren sie eine Niederlage mitunter schneller als das kritische Publikum: "So ist der Sport", heißt der Satz, den man dazu im Zielraum immer wieder hört. Doch die finanzielle Förderung hängt in erster Linie nicht von der Leistung, sondern von der Platzierung ab – eine Gesamtverantwortung für ihre Sportart, der die Athleten als Individuen mit Höhen und Tiefen kaum gerecht werden können. Und die sie deshalb zu verdrängen versuchen.

Mitunter sind es ja wirklich einzelne Ausnahme-Könner, die ganze Sportarten schultern. Treten sie ab, klaffen Löcher, die sich oft über Jahrzehnte nicht schließen. Die Eiskunstläuferin Katarina Witt ist ein frühes Beispiel, die Biathletin Magdalena Neuner das aktuelle. Und die Alpinen werden das Karriere-Ende von Maria Höfl-Riesch so schwer verkraften wie die Eisschnellläufer das Ausscheiden von Claudia Pechstein, obwohl die von einem Rücktritt auch mit 42 Jahren noch nichts wissen will – sie ist ja nach wie vor die schnellste Deutsche im Eisoval. Scheiden solche Siegertypen aus, beginnt ein Teufelskreis: Die Sportart verliert an Popularität, der Nachwuchs wird weniger, was die Chancen auf den nächsten Star mindert. Und so weiter, der deutsche Tennis der Nach-Graf-Becker-Ära, immer noch der drittgrößte deutsche Sportverband, kann ein Lied davon singen.

Investiert das Land einfach zu wenig in den Spitzensport, um oben mitmischen zu können? Schon lange fordert der DOSB mehr Geld, um im Wettstreit mit anderen, aufstrebenden Nationen konkurrenzfähig zu bleiben. Es ist die aus dem Fußball bekannte Erklärung, dass es eigentlich keine kleinen Nationen, keine leichten Gegner mehr gibt. Die Zahl der Länder, die bei Winterspielen Medaillen gewinnt, hat sich in der Tat von 1992 (20) bis heute (26) erhöht. Gerade die kleineren Wintersportnationen bündeln ihre Kräfte und setzen alle Mittel auf wenige Sportarten. Das spektakulärste Erfolgsbeispiel dieser Strategie: die Niederlande, die in Sotschi fünf Medaillen mehr gewann als Deutschland – mit einer einzigen Sportart, dem Eisschnelllauf! Die Briten hatten es bei ihren Sommerspielen in London ganz ähnlich gemacht und vor allem Disziplinen wie den Bahnradsport gefördert, in denen es vergleichsweise wenig Konkurrenz, aber viele Medaillen zu gewinnen gibt.

Wenn das Geld nicht mehr wird, geht es um Verteilung

Ein Stück weit macht das auch der deutsche Sport schon so. Der Bob- und Schlittenverband mit seinen gerade mal 6.200 Mitgliedern (zum Vergleich: selbst der vom olympischen Ausbedrohte Ringerverband hat zehnmal so viele) wird überdurchschnittlich gefördert, bislang immer mit Erfolg – die Rodler lieferten auch diesmal die Hälfte aller goldenen und beinahe ein Drittel aller Medaillen. Doch die Bobs fahren diesmal hinterher, der neue Schlitten ist ausnahmsweise nicht konkurrenzfähig. In Vancouver gab es für die Piloten noch drei Medaillen, diesmal keine einzige. In Zukunft also noch mehr, alle Kraft in den Eiskanal?

"Die Konzentration auf wenige Sportarten vor Olympia kann nicht unser Weg sein", sagte der für den Sport zuständige Innenminister Thomas de Maizière bei seinem Besuch in Sotschi. Die deutsche Sport-Kultur und -Tradition sei eine andere. Letztlich solle der Spitzensport helfen, den Breitensport zu fördern: "Junge Menschen sollen sich gut bewegen." Um da möglichst viele zu animieren, müssen viele verschiedene Sportarten attraktiv sein: Skicross und Halfpipe für die jungen Wilden, Langlauf für die eher geruhsameren Naturen. Zudem findet der Minister die Förderung der Spitzenathleten nur deshalb gerechtfertigt, weil sie "eine Vorbildfunktion für die Gesamtgesellschaft haben", sie sollen Beispiel geben in Sachen Teamgeist, Leistung ohne Manipulation, der Möglichkeit von sozialem Aufstieg. "Ein Stück Patriotismus", nennt das der Minister.

Fußball reißt alles an sich

Doch was folgt aus dieser Überbau-Idee konkret für die Zukunft der Sportförderung? Der Minister will gar nicht abstreiten, dass das Motto "Klotzen statt Kleckern" helfen würde. Aber er sagt auch: "Die Bäume wachsen nicht in den Himmel. Alles andere ist Gegenstand der Haushaltsberatungen." Wenn das Geld also nicht mehr wird, geht es um seine Verteilung. Wenn der Spitzensport vor allem die jungen Leute mitreißen soll, müssen auch die jungen Sportarten endlich ernst genommen werden. Im Extreme Park von Rosa Khutor war die Stimmung am besten – und die deutsche Mannschaft am chancenlosesten. Kein Wunder, haben die Athleten daheim doch nicht mal eine Halfpipe zum Trainieren. Allerdings kann man sich die Freigeister des Wintersports schlecht als Soldaten oder Zöllner vorstellen – bei der Existenzsicherung der Spitzenathleten müssen also Alternativen zu den bisherigen Arbeitgebern der Staatsamateure her.

Im Nachwuchsbereich trägt die Arbeit der Elitelymnasien des Sports erste Früchte, aber noch ist das Modell weit entfernt von den Erfolgen der systematischen Nachwuchsförderung im Fußball, die den deutschen Nationalsport zurück an die Weltspitze gebracht hat. Allerdings verursacht dieser umjubelte Wiederaufstieg auch einen Teil der Probleme in anderen Sportarten: Der Fußball reißt wie ein Riesenmagnet alles an sich und lässt nur wenig Geld, Publikum, Nachwuchs, Sendezeiten übrig.

Natürlich kann man mit der Bilanz der Spiele von Sotschi auch einfach zufrieden sein – sie ist ein Spiegelbild davon, welchen Stellenwert diese Sportarten in Deutschland noch haben; anderes ist wichtiger. Dann aber müssen Funktionäre und Zuschauer ihre Erwartungen herunterschrauben. Sonst wird es schon in Rio 2016 das nächste schlechte Zeugnis geben.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/sport/2014-02/sotschi-sport-bilanz-deutschland>